

PAUL BOWLES
Gesammelte Werke

PAUL BOWLES
Gesammelte Werke

Band V

Goldmann Verlag

PAUL BOWLES

Gesammelte Erzählungen I

Deutsch von Pocio

Goldmann Verlag

INHALT

Tee auf dem Berg	7
Der Skorpion	26
Am Wasser	33
Eine ferne Episode	44
Das Echo	63
Zwischenhalt in Corazón	85
Unter dem Himmel	103
Blätter aus Cold Point	113
Wie oft um Mitternacht	145
Das runde Tal	164
In Paso Rojo	178
Pastor Dowe in Tacaté	202
Du bist nicht ich	233
Die leichte Beute	247
Señor Ong und Señor Ha	261
Tausend Tage für Mokhtar	297
Vier Tagesreisen von Santa Cruz	305
Doña Faustina	316
Die Stunden nach Mittag	337
Der Nachfolger	384

Wenn ich den Mund aufmachte	395
Eisfelder	411
Tapiama	438
Die Hyäne	463
Ein Freund der Welt	469
Die Geschichte von Lahcen und Idir	484
Jener aus der Versammlung	496
Der Wind von Beni Midar	519
Die Zeit der Freundschaft	536
Der Garten	581
Nachmittag mit Antaeus	586
Mejdoub	593
Der Fqih	601
Das Wasser von Izli	606
Grüße von Bouselham	613
Sie haben Ihre Lotuskapseln im Bus liegengelassen	627
Istikhara, Anaya, Medagan und die Medaganat	639
Vergangenheit und Gegenwart	645
Allal	653

TEE AUF DEM BERG

Die Post hatte ihr am Morgen einen großen Vorschuß von ihrem Verleger gebracht. Zumindest erschien er ihr groß hier in der Internationalen Zone, wo das Leben billig war. Sie hatte den Brief am Tisch des Straßencafés gegenüber vom Spanischen Postamt geöffnet. Durch das Gefühl, das sie beim Anblick der Ziffern auf dem Scheck überkam, wurde sie unversehens großzügig den Bettlern gegenüber, die ständig vorbeingingen. Später legte sich die Erregung und wich einer vorübergehenden Niedergeschlagenheit. Die Straßen und der Himmel wirkten heller und stärker als sie. Durch die Umstände bedingt, hatte sie nur wenige Freunde in der Stadt, und obgleich sie jeden Tag regelmäßig an ihrem Roman arbeitete, mußte sie sich eingestehen, daß sie manchmal einsam war. Driss kam vorbei, eine makellose malvenfarbene Dschellaba um die Schultern und einen neuen Fez auf dem Kopf.

»*Bonjour, Mademoiselle*«, sagte er und vollführte eine übertriebene Verbeugung. Er widmete ihr seit mehreren Monaten unermüdlich seine Aufmerksamkeit, doch bisher war es ihr gelungen, ihn auf Distanz zu halten, ohne seine Freundschaft zu verlieren; er war ein angenehmer Begleiter an den Abenden. An diesem Morgen begrüßte sie ihn herzlich, ließ zu, daß er ihre Rechnung beglich, und schlenderte mit ihm die Straße hinauf, eingedenk der Kommentare, die ihre Geste unter den übrigen Arabern im Café provozierte.

Sie bogen in die Rue du Télégraphe Anglais ein und schritten langsam den Hügel hinab. Sie hoffte, durch die Bewegung etwas Appetit für den Lunch zu entwickeln; in der Mittagsluft war es oft schwierig, Hunger zu haben. Driss war so europäisiert, daß er auf Apéritifs vor den Mahlzeiten bestand; statt jedoch beispielsweise zwei Dubonnets zu trinken, bestellte er einen Gentiane, einen Byrrh, einen Pernod und einen Amer Picon. Danach legte er sich meistens hin und verschob das Essen auf später. Vor dem Café an der Marshan Road blieben sie stehen und setzten sich an einen Tisch neben einer Runde von mehreren Schülern des Lycée Français. Die Jungen tranken Limonade und blätterten in ihren Notizbüchern. Plötzlich wandte Driss sich ihnen zu und begann ein oberflächliches Gespräch. Kurz darauf wechselten sie an den Tisch der Schüler.

Nacheinander wurde sie allen Schülern vorgestellt; sie bezeugten ihr ein feierliches »*enchanté*«, blieben jedoch auf ihren Plätzen sitzen. Nur einer mit Namen Mjid erhob sich kurz von seinem Stuhl und setzte sich mit besorgtem Blick schnell wieder hin. Er war derjenige, der sie sofort interessierte, vielleicht, weil er ernster war, sanftäugig und trotzdem lebhafter und hitziger schien als die anderen. Er sprach sein gekünsteltes Theater-Französisch sehr schnell, mit weniger starkem Akzent als seine Mitschüler, und er begleitete seine Sätze regelmäßig mit einem Anflug von Lächeln statt der korrekten oder zu erwartenden Betonung. Neben ihm saß Ghazi, plump und schwarz.

Sie sah sofort, daß Mjid und Ghazi eng befreundet waren. Sie antworteten wie aus einem Mund auf ihre Fragen oder Schmeicheleien, wobei Ghazi es jedoch vorzog, die wichtigen Sätze Mjid zu überlassen. Er hatte einen Sprachfehler, und er schien langsamer im Denken. Innerhalb weniger

Minuten hatte sie herausgefunden, daß die beiden seit zwölf Jahren gemeinsam die Schule besuchten und immer in derselben Klasse gewesen waren. Das erschien ihr seltsam, da Ghazis mangelnde Reife um so deutlicher wurde, je mehr sie ihn beobachtete. Mjid bemerkte ihren überraschten Ausdruck und sagte: »Ghazi ist sehr intelligent, wissen Sie. Sein Vater ist Oberster Richter am Marokkanischen Gericht der Internationalen Zone. Eines Tages werden Sie ihn besuchen und sich mit eigenen Augen überzeugen können.«

»Oh, aber ich glaube Ihnen doch«, sagte sie überlaut und verstand jetzt, warum Ghazi bisher trotz seiner offensichtlichen Einfalt keine Schwierigkeiten im Leben gehabt hatte.

»Ich habe wirklich ein wunderschönes Haus«, setzte Ghazi hinzu. »Würden Sie gerne dort leben? Sie sind herzlich willkommen. Das ist so Brauch bei uns Tanjaoui.«

»Haben Sie vielen Dank. Vielleicht komme ich eines Tages. Jedenfalls danke ich Ihnen für das Angebot. Sie sind sehr nett.«

»Und mein Vater«, fuhr Mjid höflich, aber entschieden dazwischen, »der arme Mann, er ist tot. Jetzt ist es mein Bruder, der das Sagen hat.«

»Aber Mjid, dein Bruder hat doch Tuberkulose«, seufzte Ghazi.

Mjid war außer sich. Er begann eine heftige Diskussion auf arabisch mit Ghazi, in deren Verlauf er seine Limonadenflasche umstieß. Sie rollte auf den Bürgersteig und in den Rinnstein, wo ein kleiner Junge sie aufheben und sich damit aus dem Staub machen wollte, doch ein Kellner hinderte ihn daran. Dieser kam mit der Flasche zurück, wischte sie sorgfältig an seiner Schürze ab und stellte sie auf den Tisch.

»Dreckiger Jude!« schrie der Junge von der Mitte der Straße.

Mjid verstand das Schimpfwort selbst inmitten seines Wortschwalls. Er drehte sich auf seinem Stuhl um und rief dem Jungen zu: »Geh nach Hause. Heute abend beziehst du Prügel.«

»Ist er Ihr Bruder?« fragte sie neugierig.

Da Mjid keine Antwort gab, sie nicht einmal gehört zu haben schien, sah sie wieder zu dem kleinen Jungen hin und bemerkte seine zerlumpfte Kleidung. Sie entschuldigte sich.

»Oh, es tut mir leid«, sagte sie. »Ich hatte ihn nicht angesehen. Jetzt merke ich...«

Ohne sie eines Blickes zu würdigen, sagte Mjid: »Sie brauchen diesen Bengel nicht anzusehen, um zu wissen, daß er nicht zu meiner Familie gehört. Sie haben doch gehört, wie er redet...«

»Der Sohn eines Nachbarn. Ein armer kleiner Teufel«, unterbrach Ghazi.

Mjid wirkte einen Augenblick gedankenverloren. Dann wandte er sich zu ihr und erklärte langsam: »Ein Wort, das wir nicht ertragen, ist Tuberkulose. Jedes andere Wort, Syphilis, Lepra, selbst Lungenentzündung können wir hören, nicht aber dieses Wort. Und Ghazi weiß das. Er möchte Sie glauben machen, wir hätten hier Pariser Zustände. Ich weiß, dort wird dieses Wort überall gebraucht, auf den Boulevards, in den Cafés, in Montparnasse, in der Kathedrale —«, seine Erregung wuchs, als er diese Sehenswürdigkeiten aufzählte, »im Moulin Rouge, in Sacre Cœur, im Louvre. Eines Tages werde ich selbst hinfahren. Mein Bruder war da. Und ist dort krank geworden.«

Driss war sich seiner Macht über die amerikanische Frau so sicher, daß er ihre Unterhaltung mit vermeintlichen Schuljungen nicht ernst nahm und hochmütig mit den übrigen Schülern sprach. Alle hatten Pickel und trugen Brillen.

Er erzählte ihnen von den Fußballspielen, die er in Málaga gesehen hatte. Sie waren noch nie in Spanien gewesen; sie lauschten, nippten ernst an ihrer Limonade und spuckten auf den Boden wie Spanier.

»Da ich Sie nicht zu mir einladen kann, weil wir die Krankheit im Haus haben, möchte ich, daß Sie mich morgen zu einem Picknick begleiten«, verkündete Mjid. Ghazi protestierte unhörbar leise, doch Mjid brachte ihn mit einem Blick zum Schweigen, worauf dieser beschloß, ein strahlendes Gesicht aufzusetzen und den Plänen begeistert zu lauschen.

»Wir mieten eine Kutsche, kaufen etwas Schinken und fahren zu meinem Landhaus«, fuhr Mjid fort; seine Augen funkelten vor Erregung. Ghazi warf einen besorgten Blick zu den anderen Männern, die auf der Terrasse saßen; dann stand er auf und trat ins Café.

Als er zurückkam, wandte er ein: »Du nimmst nicht die geringste Rücksicht, Mjid. Du redest mit lauter Stimme von ›Schinken‹, obwohl du weißt, daß Freunde meines Vaters hiersein könnten. Es wäre sehr schlecht für mich. Nicht jeder ist so frei wie du.«

Mjid war einen Augenblick zerknirscht. Er streckte sein Bein aus und zog an der seidenen *gandoura*. »Wie gefallen Ihnen meine Strumpfbänder?« fragte er unvermittelt.

Sie war erstaunt. »Sie sind sehr gut«, sagte sie.

»Darf ich Ihre auch sehen?«

Sie blickte an ihrer Hose hinunter. Sie hatte Espadrilles an den Füßen und trug keine Strümpfe. »Tut mir leid«, antwortete sie. »Ich habe keine.«

Mjid wirkte unangenehm berührt, und sie erriet den Grund: Es lag eher daran, daß er einen Makel an ihrer Erscheinung festgestellt, als daß er sie in eine peinliche Situa-

tion gebracht hatte. Er warf Ghazi einen beschämten Blick zu, als wollte er sich dafür entschuldigen, eine fremde Frau angesprochen zu haben, die offensichtlich nicht die Richtige war. Sie hatte das Gefühl, daß sie etwas von ihr erwarteten. Sie zog mehrere hundert Francs, alles Geld, was sie bei sich hatte, aus der Börse und legte es auf den Tisch, während sie in ihrer Handtasche nach einem Spiegel kramte. Mjids Blick besänftigte sich. Er wandte sich triumphierend zu Ghazi und erlaubte sich eine leichte Geste der Genugtuung, indem er seinem Freund wiederholt die Wange tätschelte.

»Also abgemacht!« rief er. »Morgen mittag treffen wir uns hier vor dem Café du Télégraphe Anglais. Ich werde um halb zwölf am Markt eine Kutsche mieten. Sie, meine liebe *Mademoiselle* –«, und damit wandte er sich an sie, »werden um halb elf zu dem englischen Geschäft gehen und den Proviant besorgen. Bestehen Sie auf Jambon Olida, er ist der beste.«

»Der beste Schinken«, murmelte Ghazi und sah furchtsam die Straße hinauf und hinunter.

»Und kaufen Sie eine Flasche Wein.«

»Mjid, du weißt doch, daß mein Vater davon erfahren könnte«, protestierte Ghazi.

Mjid war die Einwände leid. Er lächelte sie an. »Wenn Sie wollen, *Mademoiselle*, können wir auch allein fahren.«

Sie warf Ghazi einen Blick zu; in seinen Kuhaugen glänzten echte Tränen.

Mjid fuhr fort: »Es wäre wunderbar auf dem Berg, nur wir beide. Wir könnten am Abhang entlang zu den Rosengärten spazieren. Dort oben weht den ganzen Nachmittag eine frische Brise vom Meer. Bei Einbruch der Dämmerung sind wir zurück auf dem Hof. Dort trinken wir Tee und ruhen uns aus.« An dieser Stelle, die er für entscheidend hielt, machte er eine Pause.

Ghazi gab vor, in seinem Lehrbuch für Handelskorrespondenz zu lesen, die *chechia* schräg über den Augenbrauen, wie um sein hoffnungslos trauriges Gesicht zu verbergen. Mjid lächelte zärtlich.

»Wir fahren zu dritt«, sagte er weich.

Ghazi sagte nur: »Mjid ist böse.«

Driss war mittlerweile stockbetrunken. Die anderen Schüler sahen ihn beeindruckt und respektvoll an. Einige der bärtigen Männer im Café musterten den Tisch mit einem Ausdruck unverhohlener Mißbilligung. Sie wußte, daß die Männer sie für den Inbegriff der Korruption hielten. Sie warf einen Blick auf ihre auffällige kleine Emailleuhr, die jeder am Tisch sorgfältig begutachtete, ehe sie Gelegenheit bekam, sie wieder in ihrer Schatulle verschwinden zu lassen, und verkündete, daß sie hungrig sei.

»Essen Sie mit uns?« fragte Ghazi ängstlich. Offensichtlich hatte er gelesen, daß man bei derartigen Gelegenheiten eine Einladung auszusprechen hatte; zugleich merkte man ihm an, daß er entsetzliche Qualen ausstand, sie könnte annehmen.

Sie lehnte ab und stand auf. Das blendende Licht der Straße und der unaufhörliche Strom der Passanten hatten sie ermüdet. Sie verabschiedete sich von allen Schülern, während Driss im Inneren des Cafés war, und ging hinunter zu dem Strandrestaurant, wo sie gewöhnlich ihren Lunch einnahm.

Während sie aß und auf das Meer schaute, dachte sie: »Es war amüsant, aber nun ist es genug« und beschloß, nicht zu dem Picknick zu gehen.

Sie wartete nicht einmal bis zum nächsten Tag, um sich in dem englischen Geschäft mit Proviant einzudecken. Sie kaufte drei Flaschen einfachen Rotwein, zwei Dosen Jam-

bon Olida, mehrere Sorten Huntler and Palmer's Biskuits, ein Glas gefüllte Oliven und ein Pfund Likörpralinen. Die englische Dame verschnürte alles zu einem prächtigen Paket.

Am Mittag des nächsten Tages saß sie vor einem *orgeat* im Café du Télégraphe Anglais. Ein Wagen, der von zwei mit Glocken behängten Pferden gezogen wurde, fuhr vor. Hinter dem Fahrer, durch das sandfarbene Schutzdach des Kutschwagens vor der Sonne geschützt, saßen Ghazi und Mjid. Sie wirkten ernst und zufrieden. Beide sprangen ab, um ihr beim Einsteigen behilflich zu sein. Als sie den Hügel hinauffuhren, betrachtete Mjid das Paket anerkennend und flüsterte: »Der Wein?«

»Alles da«, sagte sie.

Als sie den Stadtrand erreichten, veranstalteten die Zikaden einen Höllenlärm in den staubigen Felsen entlang der Straße. »Unsere Nachtigallen«, lächelte Mjid. »Hier, ein Ring für Sie. Geben Sie mir Ihre Hand.«

Sie war verblüfft und streckte den linken Arm aus.

»Nein, nein! Die rechte!« rief er. Der Ring war aus massivem Silber; er paßte auf ihren Zeigefinger. Sie war hoch erfreut.

»Sie sind zu nett zu mir. Wie kann ich mich revanchieren?« Sie versuchte traurig und hilflos zu wirken.

»Indem Sie mir die Freude machen, eine gute europäische Freundin zu haben«, antwortete Mjid ernst.

»Aber ich bin Amerikanerin«, protestierte sie.

»Um so besser.«

Ghazi beobachtete schweigend die fernen Gipfel des Rif-Gebirges. Wie ein Prophet hob er den Arm mit dem im heißen Wind flatternden seidenen Hemdsärmel und deutete auf die rissigen Lehmfelder.

»Da unten«, erklärte er, »gibt es ein Dorf, in dem alle Menschen verrückt sind. Ich bin einmal mit einem Assistenten meines Vaters dort gewesen. Es ist das Wasser, das sie trinken.«

Der Wagen schwankte. Es ging bergauf. Unter ihnen erstreckte sich das Meer, postkartenblau. Die Gipfel der Berge drüben in Spanien, jenseits des Wassers, ragten aus dem Dunst. Mjid begann zu singen. Ghazi hielt sich mit seinen massigen Händen voller Fettpolster die Ohren zu.

Das Sommerhaus wurde von einer Familie mit vielen Kindern bewohnt. Nachdem er den Kutscher entlohnt und angewiesen hatte, nicht zu warten, da er zu Fuß zurückkehren wollte, zeigte Mjid seinen Gästen das Haus und die Umgebung. Es gab mehrere Brunnen. Sicher hatte Ghazi sie schon unzählige Male gesehen, doch vor jedem blieb er wie staunend stehen und flüsterte, während sie ihn begutachteten: »Nicht zu fassen!«

Auf einem steinigen Vorsprung unweit des Hauses stand ein großer Olivenbaum. Dort breiteten sie das Essen aus und begannen ihr Mahl. Die Berberin, die den Hof bewirtschaftete, hatte ihnen mehrere Fladen selbstgebackenen Brotes, Oliven und Orangen geschenkt. Ghazi wollte, daß Mjid ablehnte.

»Es sollte ein echt europäisches Picknick sein.«

Doch sie bestand darauf, die Orangen zu nehmen.

Das Öffnen der Dosen wurde unter andächtigem Schweigen zelebriert. In kürzester Zeit waren beide leer. Dann machten sie sich über den Wein her.

»Wenn mein Vater uns sehen könnte«, sagte Ghazi und leerte seine Blechtasse. »Schinken und Wein!«

Mjid trank eine Tasse und verzog das Gesicht. Er legte sich zurück, die Arme unter dem Kopf verschränkt. »Jetzt,

da ich fertig bin, kann ich es Ihnen sagen: Ich mag keinen Wein, und jeder weiß, daß Schinken unrein ist. Aber ich hasse unsere strengen Sitten.«

Sie hatte den Verdacht, daß er die kleine Rede auswendig gelernt hatte.

Ghazi trank weiter. Er leerte eine ganze Flasche allein und zog dann, indem er sich bei seinen Freunden entschuldigte, die *gandoura* aus. Bald darauf war er eingeschlafen.

»Sehen Sie?« flüsterte Mjid. Er nahm ihre Hand und zog sie hoch. »Jetzt können wir zum Rosengarten gehen.« Er führte sie am Abhang entlang und einen Pfad hinunter, der vom Haus wegführte. Er war sehr schmal; dornige Zweige zerkratzten ihnen die Arme, als sie sich hindurchzwängten.

»Ich will Ihnen von Ghazi erzählen«, sagte Mjid. »Eine der Frauen seines Vaters war eine senegalesische Sklavin, ein armes Ding. Sie schenkte ihrem Mann Ghazi und sechs weitere Söhne, und sie sehen alle aus wie Neger.«

»Halten Sie Neger nicht für genauso gut wie sich selbst?« fragte sie.

»Es ist nicht die Frage, ob sie gut sind – es ist eine Frage der Schönheit«, lautete seine entschiedene Antwort.

Sie waren auf eine Lichtung am Berghang gestoßen. Er blieb stehen und sah sie aufmerksam an. Dann streifte er das Hemd über den Kopf. Sein Körper war weiß.

»Mein Bruder hat blondes Haar«, sagte er stolz. Schließlich zog er verwirrt das Hemd wieder an und legte ihr den Arm um die Schultern. »Sie sind schön, denn Sie haben blaue Augen. Aber sogar manche von uns haben blaue Augen. Jedenfalls sind Sie *wunderbar!*« Er ging wieder voraus und sang ein spanisches Lied.

»Es pa' mi la más bonita
La mujer que yo más quiero...«

Sie erreichten eine Kaktushecke mit einem kleinen Tor aus verbogenem Stacheldraht. Ein blonder Welpe kam angelaufen und bellte freudig.

»Haben Sie keine Angst«, sagte Mjid, obgleich sie kein Anzeichen der Furcht zu erkennen gegeben hatte. »Sie sind meine Schwester, Angehörige der Familie beißt er nicht.« Sie folgten dem staubigen Pfad zwischen verkümmerten Palmen, die gänzlich vertrocknet und gelb waren, und gelangten plötzlich zu einer primitiven Laube aus Bambusstäben. In der Mitte stand eine kleine Bank an der Rückwand, und an den Seiten wuchsen mehrere verdorrte Rosenbüsche aus der staubigen Erde. Er pflückte zwei leuchtendrote Rosen und steckte ihr eine ins Haar und die andere unter seine *chechia*, so daß sie ihm wie eine Haarlocke in die Stirn fiel. Das dichte Gestrüpp aus dornigen Kletterpflanzen, das sich an den Spalieren emporrankte, tauchte die Bank in Schatten. Eine Zeitlang saßen sie schweigend in der Abgeschiedenheit.

Mjid schien in Gedanken versunken. Schließlich nahm er ihre Hand. »Ich denke nach«, flüsterte er. »Abseits der Stadt, in seinem eigenen Garten, wo es ruhig ist, weitab von jedermann, da denkt man eben nach. Oder man macht Musik«, setzte er hinzu.

Plötzlich wurde ihr die Stille des Nachmittags bewußt. In weiter Ferne hörte sie das verlorene Krähen eines Hahns. Es weckte das Gefühl in ihr, daß bald die Sonne untergehen würde, daß die ganze Schöpfung am Rande eines großen und endgültigen Sonnenuntergangs stand. Sie überließ sich der Traurigkeit, die sie durchschauerte.

Mjid sprang auf. »Wenn Ghazi aufwacht!« rief er. Er zog sie ungeduldig am Arm. »Kommen Sie, wir machen einen Spaziergang.« Sie gingen den Pfad zurück, durch das Tor und über ein nacktes, steiniges Plateau den Berg hinunter.

»Es gibt hier in der Nähe ein Tal, wo der Bruder des Verwalters wohnt. Dort können wir hingehen und etwas Wasser trinken.«

»Ganz dort unten?« fragte sie, obgleich sie die Möglichkeit, dadurch Ghazis Gesellschaft für den Nachmittag zu entgehen, anspornte. Die traurige Stimmung hatte sie nicht verlassen. Sie liefen den Berg hinunter, sprangen von einem Stein zum nächsten. Ihre Rose fiel herunter; sie mußte sie in der Hand tragen.

Der Bruder des Verwalters schielte. Er reichte ihnen einen Tonkrug mit Wasser, das nach Fäulnis roch.

»Ist es aus dem Brunnen?« fragte sie Mjid verstohlen.

Sein Gesicht verdunkelte sich; er war ärgerlich. »Wenn man Ihnen etwas zu trinken anbietet, sollten Sie es annehmen und dem Mann danken, der es Ihnen gibt, selbst wenn es Gift wäre.«

»Aha«, sagte sie. »Es ist also Gift. Das dachte ich mir.«

Mjid griff nach dem Tonkrug, der zwischen ihnen auf der Erde stand, trat damit zum Rand der Schlucht und schleuderte ihn in gespielter Wut hinunter. Der schielende Mann protestierte, und dann lachte er. Mjid sah ihn nicht an, sondern ging ins Haus und begann eine Unterhaltung mit ein paar Berberinnen. Sie blieb mit dem Bauern allein und stammelte ihm die paar arabischen Worte vor, die sie konnte. Die Nachmittagssonne brannte, und sie war vollkommen besessen von der Vorstellung, etwas Wasser zu trinken. Sie setzte sich trotzigt mit dem Rücken zur Aussicht, spielte mit Kieselsteinen und kam sich ungeheuer nutzlos und absurd vor.

Der schielende Mann fuhr fort, in Abständen zu lachen, als wäre dies ein akzeptabler Ersatz für ein Gespräch.

Als Mjid schließlich herauskam, war seine schlechte Laune verflogen. Er reichte ihr die Hand, um ihr aufzuhelfen, und sagte: »Kommen Sie, wir gehen wieder hinauf zum Hof und trinken Tee. Ich habe dort mein eigenes Zimmer. Ich habe es selbst eingerichtet. Sie werden es sehen und mir dann sagen, ob Sie in Ihrem Haus in Amerika auch so ein schönes Zimmer zum Teetrinken haben.« Sie machten sich auf den Weg bergan.

Die Frau im Haus war sehr devot. Sie fächelte das Kohlefeuer an und holte Wasser vom Brunnen. Die Kinder spielten ein geheimnisvolles, stilles Spiel am anderen Ende der Einfriedung. Mjid führte sie im Haus durch mehrere halbdunkle Räume in ein Zimmer, das ihr das letzte in der Reihe zu sein schien. Es war kühler und ein wenig dunkler als die übrigen.

»Sie werden sehen«, sagte Mjid und klatschte zweimal in die Hände. Nichts geschah. Er rief mißmutig. Plötzlich trat die Frau ins Zimmer. Sie strich die Matratzen auf dem Boden glatt und öffnete den Laden des einzigen kleinen Fensters, das auf das Meer sah. Dann zündete sie mehrere Kerzen an, die sie auf dem Kachelboden festklebte, und ging hinaus.

Sein Gast trat ans Fenster. »Kann man das Meer von hier aus jemals hören?«

»Natürlich nicht, es ist mehr als sechs Kilometer entfernt.«

»Aber es sieht aus, als könnte man einen Stein hineinwerfen«, wandte sie ein und bemerkte den falschen Klang ihrer Stimme. Sie interessierte sich nicht für das Gespräch; sie hatte das Gefühl, alles sei schiefgegangen.

»Was mache ich hier? Was habe ich hier verloren? Ich war doch entschlossen, nicht zu kommen.« Die Vorstellung eines derartigen Picknicks hatte so vollkommen mit einem unbewußten Verlangen übereingestimmt, das sie seit Jahren in sich trug. Frei zu sein, in der Natur, mit einem jungen Mann, den sie nicht kannte – nicht kennen *konnte* –, und das war wahrscheinlich der wichtigste Teil des Traums. Denn wenn sie ihn nicht kennen konnte, dann konnte auch er sie nicht kennen. Sie zog den kleinen Fensterladen zu und hakte ihn fest. Im nächsten Moment stieß sie ihn wieder auf und sah auf die weite Fläche des Wassers, das in der Dämmerung zu dunkeln begann.

Mjid beobachtete sie. »Sie sind verrückt«, sagte er schließlich verzweifelt. »Sie sind hier in diesem wunderschönen Zimmer. Sie sind mein Gast. Sie sollten glücklich sein. Ghazi ist bereits in die Stadt zurückgekehrt. Ein Freund kam vorbei, mit einem Pferd, und hat ihn mitgenommen. Sie könnten sich hinlegen, singen, Tee trinken, Sie könnten mit mir glücklich sein ...« Er hielt inne, und sie erkannte, daß er zutiefst aufgewühlt war.

»Was ist? Was ist denn?« stieß sie hervor.

Er seufzte dramatisch; vielleicht war es ein echtes Seufzen. Sie dachte: »Es ist alles in Ordnung. Ein Mann hätte es sein sollen, kein Junge, das ist alles.« Sie dachte nicht daran, sich zu fragen: »Aber wäre ich gekommen, wenn es ein Mann gewesen wäre?« Sie betrachtete ihn zärtlich und sagte sich, daß sein Gesicht das faszinierendste und schönste war, das sie je gesehen hatte. Sie murmelte ein Wort, ohne genau zu wissen, welches.

»Was?« fragte er.

Sie wiederholte es: »Unglaublich.«

Er lächelte unergründlich.

Sie wurden vom Geräusch bloßer Füße unterbrochen. Die Frau brachte ein riesiges Tablett mit der Teekanne und den dazugehörigen Utensilien herein.

Während er den Tee bereitete, warf Mjid ihr immer wieder einen Blick zu, wie um sich zu versichern, daß sie noch da war. Sie saß vollkommen reglos auf einer der Matratzen und wartete.

»Wissen Sie«, sagte er langsam, »wenn ich irgendwo Geld verdienen könnte, würde ich gleich morgen dorthin aufbrechen. Ich werde ohnehin dieses Jahr mit der Schule fertig, und mein Bruder hat kein Geld, um mich auf eine Medersa in Fez zu schicken. Und selbst wenn er es hätte, würde ich nicht gehen. Ich schwänze andauernd die Schule. Nur wird mein Bruder sehr böse.«

»Was machen Sie statt dessen? Schwimmen gehen?«

Er lachte verächtlich, probierte den Tee, goß ihn in die Kanne zurück und hockte sich mit geradem Oberkörper hin. »Noch eine Minute, und er ist fertig. Schwimmen? Ah, meine Freundin, es muß schon etwas Wichtiges sein, wenn ich den Zorn meines Bruders riskiere. Ich verbringe diese Tage mit der Liebe – von morgens bis abends.«

»Wirklich? Von morgens bis abends?« Sie war nachdenklich.

»Den ganzen Tag und die ganze Nacht. Oh, ich kann Ihnen sagen, es ist wunderbar, prachtvoll. Ich habe ein kleines Zimmer«, er kroch zu ihr und legte seine Hand auf ihr Knie, sah mit einem Ausdruck von Eifer, der einem Glauben entsprang, zu ihr auf. »Ein Zimmer, von dem meine Familie nichts weiß, in der Kasbah. Und meine kleine Freundin ist zwölf. Sie ist wie die Sonne, zärtlich, schön, sanft. Hier, nehmen Sie Ihren Tee.« Er schlürfte laut und schmatzte dabei mit den Lippen.

»Den ganzen Tag«, sinnierte sie und lehnte sich in die Kissen.

»O ja. Aber ich will Ihnen ein Geheimnis verraten. Man muß so viel essen wie nur möglich. Obwohl – das ist nicht schwer. Man hat auch mehr Hunger.«

»Ja, sicher«, sagte sie. Eine leichte Brise strich über den Boden, und die Kerzen flackerten.

»Wie gut es tut, Tee zu trinken und sich zu entspannen«, erklärte er, schenkte ihr Tee nach und streckte sich neben ihr aus. Sie machte eine Bewegung, als wollte sie aufspringen, blieb dann jedoch ruhig liegen.

Er sprach weiter. »Merkwürdig, daß ich Ihnen letztes Jahr nie begegnet bin.«

»Ich war nicht oft in der Stadt. Nur am Abend. Und dann war ich am Strand. Ich wohnte auf dem Berg.«

Er setzte sich auf. »Auf diesem Berg? Und ich habe Sie niemals gesehen. Was für ein Pech!«

Sie beschrieb das Haus, und da er darauf bestand, verriet sie ihm, wieviel Miete sie bezahlt hatte. Er war schrecklich aufgebracht. »Für dieses schäbige Haus, das nicht einmal einen ordentlichen Brunnen hat? Sie mußten Ihren Mohammed Wasser holen schicken! Ich kenne das Haus. Man hat Sie bestohlen, meine arme Freundin! Wenn ich dem verfluchten Dieb das nächste Mal begegne, werde ich ihm das Gesicht einschlagen. Ich werde das Geld zurückfordern, das Sie bezahlt haben, und dann verreisen wir zusammen.« Er unterbrach sich. »Ich meine, natürlich werde ich es Ihnen geben, und dann können Sie entscheiden, was Sie damit machen wollen.«

Nach dieser Rede griff er nach ihrer Handtasche, öffnete sie und nahm einen Füllfederhalter heraus. »Ist der schön«, murmelte er. »Haben Sie viele?«